

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

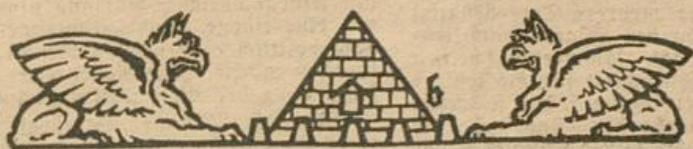
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

30.8.1931 (No. 35)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 35



30. Aug. 1931

## Karl Gutmann / Fürstengräber der Vorzeit in Baden

Wenn der Archäologe irgendwo im Lande seinen Spaten ansetzt, um über irgendeine vorgeschichtliche Frage Aufschluß zu suchen, so raunt sich das Volk zu, daß nun das Grab des großen Heidenkönigs Attila zum Vorschein kommen müsse. Das Grab des gefürchteten Barbarenführers, der nach Verheerung der Dörfer und Klöster irgendwo am Oberrhein von einem christlichen Heere aufs Haupt geschlagen wurde und in der Schlacht selbst umgekommen sein soll. Attila ist dem Volke der Repräsentant, gewissermaßen der Inbegriff des vorchristlichen Heiden; bis zu ihm geht die Erinnerung der volkstümlichen Geschichtsüberlieferung zurück; er steht gewissermaßen am Anfang der Volkstradition. Man weiß auch ganz genau wie sein Grab aussehen muß, was also zum Vorschein kommen muß, wenn der schäbegerige Forscher in die Tiefe dringt. Zuerst wird man auf einen großen Holzarg stoßen. Der Heidenfürst hat natürlich riesige Körpergröße, darunter wird der Holzarg auch bedeutende Maße aufweisen. Er ist aber nur die Hülle für einen silbernen Schrein, der seinerseits wieder einen kostbaren aus Gold umschließt. Erst in diesem dritten Behälter wird der Heidenfürst liegen, selbstverständlich umgeben von reichen Schätzen an Gold und Edelsteinen, angetan mit seiner gewaltigen Rüstung. Noch als Skelett wird er riesenhaft erscheinen. Neben dem Sarg wird ein goldenes Kalb in Lebensgröße oder auch das Streitross mit kostbarem Zaunzeug ruhen. Ueber der ganzen Grabstätte wölbt sich aber ein mächtiger Erdhügel; ja man hat wohl auch drei solcher Hügel nebeneinander errichtet, damit niemand weiß, in welchem Grabe der große Fürst liegt, damit nicht schändliche Räuberhände ihn in seiner Ruhe um der Schätze willen stören können. Aus dem gleichen Grunde hat man auch die Grabstätte fernab von den begangenen Wegen, drei Stunden abseits der Hochstraße, angelegt.

Seit Jahrhunderten wird diese Sage von Mund zu Mund weitererzählt; sie begegnet immer wieder in süddeutschen Ländern mit Einschluß des Elsaß. Schon daraus erhellt, daß sie kaum aus der Volksfantasie allein geboren sein kann. Ihr müssen gemeinsame Vorstellungen, ehemals gemeinsame Gesplogheiten und Gebräuche als ursprüngliche Anschauungen zugrunde liegen. Die Sage muß demnach aus gewissen historischen Erinnerungen herausgewachsen sein. Gewiß wird kein Vorgesichtsforscher die Hoffnung des Volkes teilen, jemals das Grab Attilas in unserer Gegend finden zu können, er wird auch nicht die hochgespannten Erwartungen auf köstliche Schätze und seltene Dinge hegen. Er wird zufrieden sein, wenn Gefährte und geringer Metallschmuck seine Arbeit belohnt. Er wird aber doch unter Umständen feststellen können, daß die in der Sage von Attilas Grab sich offenbarenden Vorstellungen bis in die Urzeit unserer Heimat zurückreichen. Besonders drängt sich diese Ueberzeugung auf bei Betrachtung der wenigen großen Fürstengräber der späten Hallstattzeit, die auf badischem Boden aufgedeckt wurden.

Nur drei solcher Gräber sind bekannt: das „Magdalenenberg“ oder der „Kreuzbühl“ bei Willingen, der „Heiligenbuckel“ oder „Höllensbuckel“ bei Hügelsheim (B.L. Raistatt) und der Hügel bei Kappel (B.L. Ettenheim). Ihre Zahl mag ursprünglich größer gewesen sein. So haben wir vielleicht unter den in älterer

Zeit ausgebeuteten Grabhügeln von Wahlwies, Ihringen, Buchheim (Amt Melskirch), Buchheim (Amt Freiburg) derartige Prunkgräber anzunehmen.

Bezeichnend für die drei obengenannten Fürstengräber ist ihre vereinzelt Lage im freien Gelände, bei Kappel und Hügelsheim am Hochufer des Rheins. Nur neben dem Hügelsheimer Heiligenbuckel liegt wenig südlicher ein zweiter kleinerer Hügel. Uebereinstimmend weisen die genannten Grabhügel ganz erstaunliche Maße auf. So hatte das Magdalenenbergle bei einem Durchmesser von 118 Metern eine Höhe von 8 Metern. Die Hügel von Kappel und Hügelsheim, die heute in bebautem Felde liegen, waren stark abgepflügt, hatten aber immerhin noch einen Durchmesser von 74 Metern und eine Höhe von 2½, beziehungsweise 3½ Metern. Die klarste Vorstellung vom inneren Aufbau dieser mächtigen Hügelgräber lieferte das Magdalenenbergle, das unter Leitung von Hofrat Ernst Wagner wissenschaftlich untersucht werden konnte. Nach Entfernung des äußeren Erdmantels kam eine ovale Steinpackung von 2-3 Meter Höhe zum Vorschein, die in ihrem Inneren eine aus Eichen- und Tannenbalken regelrecht gezimmerte Grabkammer in Form eines Blockhauses barg. An dieser Kammer fehlte im Dach nur ein Deckbalken, der 50 Zentimeter höher in der Steinpackung vorgefunden wurde. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß schon vor der wissenschaftlichen Untersuchung der Hügel einmal geöffnet gewesen sein muß, daß die Grabkammer von unberufenen Händen erbrochen worden ist. Und zwar ließ sich feststellen, daß dieser räuberische Eingriff in die Ruhe des hier Bestatteten schon in vorrömischer Zeit stattgefunden haben muß. Dementsprechend war auch der Befund im Inneren der Grabkammer recht unklar und sehr mangelhaft. An fünf Stellen fand man jeweils ein Brettchen von 1½ Zentimeter Dicke, das ehemals mit Fell belegt war und auf dem menschliche und tierische Knochen, Reste von Holzstangen und Holzzapfen, Knöpfe, Ringe und Anhänger aus Bronze lagen. Ueber die ganze Kammer verstreut konnten Reste eines Wagens gehoben werden. Ebenso wurde festgestellt, daß dem Toten ein junges Schwein als Wegzehrung mit ins Grab gelegt worden war. Aber Gefäße, Waffen und Schmuck hatten die vorgeschichtlichen Grabräuber als Beute mitgenommen. Nur unbedeutende Kleinigkeiten hatten sie zurückgelassen, darunter zwei goldplattierte Bronzespangen, mit Punktreihen und getriebenen Buckeln verziert.

Ähnliche dürftige Nachlese haben die Grabräuber der modernen wissenschaftlichen Forschung im Heiligenbuckel bei Hügelsheim zurückgelassen. Der Boden der Grabkammer war hier mit einem dünnen Bronzeblech belegt, auf dem wiederum Ueberreste eines Wagens, eines Pferdegeschirrs, schwache Teile von Bronzegefäßen und eine Schmutznadel zerstreut lagen. Auch hier bestand die Wegzehrung des fürstlichen Toten aus einem jungen Eber.

In Hügelsheim hat Hofrat Wagner auch den zweiten kleineren Hügel öffnen lassen und hat darin ein Frauengrab gefunden. Jedenfalls war hier die fürstliche Gemahlin des Toten aus dem Heiligenbuckel beigelegt worden. Der innere Grabbau fehlte. Aber auch hier ruhte die Tote auf einer mit Bronzeblech überzogenen Holzunterlage. Als Schmuck trug sie drei schön gewundene Silber-

Heiltsnadeln und einen Halsring aus Bronze, an dem wohl ein Ringchen mit Bernsteinperle befestigt war. Das wertvollste Stück der Totenbeigabe bildete eine hohle Armspange aus feinem Goldblech, das mit linearen Mustern verziert war. Es scheint, als ob die Tote auch ein Gefäß aus Milchglas bei sich hatte. Diese Tatsache ist darum besonders erwähnenswert, weil die hier gehobenen Glasreste das erste Vorkommen von Glas in Baden darstellen. Sicherlich war das Gefäß eine seltene Kostbarkeit.

Welche reiche Ausstattung ehemals die eigentlichen Fürstengräber gehabt haben müssen, läßt uns der Fund von Kappel ahnen — leider nur ahnen. Denn der dortige Hügel wurde ohne wissenschaftliche Aufsicht ausgebeutet. Erst nachträglich konnten einige wichtige Stücke gerettet und konnten noch wissenschaftliche Erhebungen gemacht werden. Der Aufbau des Grabes war der oben geschilderte. Auch die Beigabe von Wagen, Pferdegeschirr, Bronzegefäßen und jungem Eisen konnte noch ermittelt werden. Daneben wurden aber auch noch Reste der Waffenrüstung und des reichen Schmuckes beigebracht. Erstere bestand aus Schwert und Dolch, letzterer aus einem Gürtelblech, aus Hals- und Armbändern von reinem Gold. Daß noch andere Schmuckstücke nicht mehr vollständig beizubringen waren, beweisen vier unbestimmbare Gegenstände aus Goldblech.

Während die wissenschaftliche Beobachtung an den vorhandenen Fürstenhügeln eindeutige Auskunft über die Art des Hügel-aufbaues und über die Konstruktion der Grabkammer geliefert hat, konnte es nicht gelingen, bestimmte Klarheit über die eigentliche Beisetzungsart zu schaffen. Vor allem ließ sich in keinem Falle feststellen, ob innerhalb der Grabkammer mehrere Tote bestattet lagen, oder jeweils nur einer, ob man in den Hügel Familien-grabstätten oder Einzelgräber zu sehen hat. Immerhin scheinen die Beobachtungen mit größerer Wahrscheinlichkeit für die letztere Annahme zu sprechen. Es fällt dann allerdings auf, daß so wenig Fürstengräber im badischen Lande vorhanden sind. Darum zwingt sich uns die Vermutung auf, daß die zeitliche Dauer dieser Fürstentümer nur kurz bemessen war, daß sie sich etwa nur über eine oder zwei Generationen erstreckt hat. Für den Geschichtskenner ergibt sich damit unwillkürlich die Parallele zur griechischen Tyrannis des 7. und 6. Jahrhunderts vor Christus.

In diese ebengenannte Zeit führt uns nun auch das in den Fürstengräbern vorgefundene Kulturinventar, das einer einheitlichen Entwicklungsstufe angehört. Es ist die letzte Phase der sogenannten Hallstattkultur, der ersten Eisenzeit Mitteleuropas, die schon stark unter westlichen Einflüssen steht. Keltische und unter deren Vermittlung griechische Kulturelemente, die von Massilia über das Rhonetal nach der Westschweiz und zu uns gelangen, üben ihre Einwirkung auf den Formenkreis der Geräte und auf die Anschauung und Lebensweise der Bevölkerung aus. Darum die reichen Grabbeigaben, darum die gesteigerte Pracht, darum der gehobene Geschmack und darum wohl auch dieses Fürstentum überhaupt. Noch in der vorhergehenden vorgeschichtlichen Epoche, der sogenannten Karbonhallstatt — der Epoche, die uns bei Salem und am Kaiserstuhl in reicher Blüte entgegentritt — treffen wir zwar einen reichen und geachteten Adel, eine begüterte Oberschicht an. Die Begräbnisse in den Hügeln zeigen zum Teil Formen, die als Vorstufe der Fürstengräber angesehen werden können. Aber nirgends kann man mit Bestimmtheit eine die Adelschicht überragende Einzelpersönlichkeit feststellen. Die Entwicklung muß demnach gleichzeitig mit der griechischen und auf ähnlichem Wege wie diese vor sich gegangen sein. Aus der oligarchischen Herrschaft wächst die Tyrannis heraus.

Bei dieser Entwicklung mögen ähnliche wirtschaftspolitische Momente und Gegensätze mitgespielt haben wie in Griechenland. Die vornehme und begüterte Klasse der mittleren Hallstattzeit (Karbonhallstatt) sah auf den gesegneten Ackerfluren am Kaiserstuhl und am Bodensee oder auf den ausgedehnten Weidestücken der Alb. Ihr Reichtum erwuchs aus Ackerbau und Viehzucht. Die Fürstengräber der ausgedehnten Hallstattzeit dagegen liegen in wenig fruchtbarem, bisher nur schwach oder gar nicht besiedeltem Lande. Auffällig ist vor allem die Anlage der Gräber von Kappel und Hügelheim in der Nähe des Rheines, unmittelbar auf dem alten Hochgestade. Der Strom war eben der Haupthandelsweg der zwischen Vogesen und Schwarzwald gespannten Tiefebene. Entlang diesem Handelsweg saßen die Fürsten der ausgedehnten Hallstattzeit. Auch der Willinger Tyrann sah an einer wichtigen Verbindungslinie zwischen dem Rheintal und den zahlreichen Siedelungen am See und auf der Alb. Der gegenüber früheren Zeiten an Bedeutung stark gewachsene Handel dokumentiert sich auch in dem mannigfaltigen Reichthum der Gräber. So werden wir nicht fehlgehen, wenn wir die Entstehung des Fürstentums in unserem Lande in Zusammenhang bringen mit der Umstellung der Wirtschaft von ausschließlichem Ackerbau und Weidgang zu intensiverem Handel.

Aber auch noch ein anderes Moment kann als treibendes Agens zur Entwicklung der Tyrannis angesehen werden. Wie schon gesagt, äußert sich im Inventar der Hügel wie in dem der gleichzeitigen ärmeren Grabstätten der untergeordneten Volksschichten ein starker Einfluß aus dem Westen. Dieser geistige Vorstoß einer westlichen Kultur ist lediglich der Vorläufer und Wegbereiter eines politischen Eroberungszuges, der im 6. Jahrhundert von Westen her einsetzt. Es ist der Vorstoß der Kelten oder Gallier, die zunächst am Rhein noch einigen Widerstand finden, dann aber ungehemmt über Mitteleuropa sich ergießen, ja

bis ins östliche Mittelmeer vordringen. Der Kampf gegen dieses in breiter Front und mit elementarer Wucht anstürmende westliche Volkstum verlangte eine einheitlich geschlossene Führung. Und so mag er wohl auch die Entwicklung des Fürstentums am Ende der Hallstattzeit gefördert haben.

Mit der griechischen Tyrannis hat unser badisches vorgeschichtliches Fürstentum auch das eng begrenzte Territorium gemeinsam. Es ist natürlich sehr schwer, über die Grenzen dieses Gaufürstentums genauere Angaben zu machen. Immerhin kann es gelingen, die räumliche Erstreckung einigermaßen kenntlich zu machen. Für den Hügelheim und Kappeler Fürst lag die Westgrenze zweifelsohne am Rhein, im Osten setzte das dichte Waldgebirge des Hochschwarzwaldes der vorgeschichtlichen Machtausdehnung eine feste Grenze. Für den Hügelheimer Herru bezeichnet bestimmt die Murg die Nordlinie des Machtbereiches. Die Murg ist nämlich nicht nur in frühgermanischer Zeit, sondern durch die ganze Vorgeschichte hindurch Trennungslinie verschiedener Kulturen. Und gerade in der Hallstattzeit scheidet sich ganz scharf eine nordbadische Entwicklung von einer südbadischen, die durch ein funderes Gebiet zwischen Hügelheim—Söllingen und Düren—Weingarten getrennt wird. Wenn wir nun weiter auf Grund paralleler prähistorischer Vorkommnisse die Grabstätte des Fürsten im Mittelpunkt seines Herrschaftsgebietes ansehen, so ergibt sich als Südgrenze etwa die Neuch.

Für das Kappeler Fürstentum dürfen wir als südliche Grenzmarke wohl den Kaiserstuhl ansehen. Der Kaiserstuhl zusammen mit seinem östlichen Vorland nimmt in der Kultur der Hallstattzeit eine eigene, ganz hervorragende Stelle ein, so daß man ihm auch politisch eine gewisse Geschlossenheit und Selbständigkeit zusprechen möchte. Die Nordgrenze des Kappeler Fürstentums wäre dann etwa bei Weisenheim zu suchen.

Für die Willinger Herrschaft darf man vielleicht auf Grund ihrer Lage in schwächer besiedeltem Gebiete eine größere räumliche Ausdehnung annehmen wie für die Herrschaften im Rheintal. Ihre Grenzen lassen sich kaum umschreiben. Man darf höchstens annehmen, daß nach Westen hin die starke Bewaldung, deren Saum in der Linie Königfeld—Lannheim zieht, für die territoriale Ausdehnung der Herrschaft hinderlich war.

Wer von den verschiedenen reich ausgestatteten Fürstengräbern hört, möchte natürlich auch etwas über die Residenzen dieser Herren erfahren. Leider kann die Wissenschaft da keine Auskunft geben, denn noch keine einzige Siedelung der Späthallstattzeit ist in der Nähe der Gräber, ja selbst nicht einmal in ganz Baden bislang aufgedeckt worden. Man kann diese Tatsache lediglich damit erklären, daß die vorgeschichtlichen Dörfer und Wohnstätten schon an der Stelle der heutigen Ortschaften lagen und durch Ueberbauung vollständig vernichtet wurden. Auch von den Untertanen der Gaufürsten sind uns nur spärliche Zeugnisse übermittelt. So liegen etwa eine halbe Stunde östlich vom Heiligenbuch einige kleine Hügel im Walde, die ihrem Inventar nach in die Zeitstufe des Fürstengrabes gehören. Im Kappeler Bezirk sind ebenfalls kleinere Hügel bei Weisenheim und Walterdingen angetroffen worden. Reicher dokumentiert sich die Besiedelung am Ostrand des Kaiserstuhles und am Nordrande des Bodensees über den Hegau weg zur Baar hin. Als einzige Zeugen menschlicher Niederlassungen im Bereich der Fürstentümer im Rheintal sind die Flichburgen auf den Vorhöhen des Schwarzwaldes zu nennen, so der Batters auf Hügelheim, so der Heidenkeller und die Gienburg in der Nähe von Kappel. Wohl steht die genauere wissenschaftliche Untersuchung dieser Höhenbesetzungen noch aus, aber man darf doch ihre Entstehung auf Grund allgemeiner historisch-politischer Erwägungen in den Ausgang der Hallstattzeit setzen. Sie dienen den Gaufürsten und ihrem Anhang als Hochburgen und strategische Rückendeckung.

Schließlich möchte der Leser natürlich auch Auskunft haben über das Volkstum, welchem die Stämme angehörten, deren Fürsten hier bestattet sind. Eine eindeutige Bestimmung kann darüber noch nicht gegeben werden. Soweit wir erkennen können, setzte sich die Bevölkerung der Hallstattzeit aus verschiedenen Elementen zusammen, unter denen urkeltische und ostalpin-illyrische Bestandteile die Hauptkomponenten darstellten. Das Vorhandensein des letztgenannten Volkstums wird auch durch sprachliche Relikte bezeugt. So stammt von ihm der Name des Rheinstromes. Wie diese Illyrier urverwandt sind mit der historischen Bevölkerung Griechenlands, so trägt auch der Name „Rhein“ noch deutlich das Zeichen seines ostalpinen Ursprungs an sich.

Wenn wir so erkennen, daß sprachliche Erinnerungen deutlich sichtbar über germanische, römische und keltische Okkupation zurückreichen, so nimmt es uns auch nicht mehr Wunder, daß auch kulturgeschichtliche Erinnerungen des Volkes — wenn auch nur sagenhaft — in die Urzeit zurücktauchen. Stellen wir die einleitend erwähnten Sagen von Attilas Grab neben die Resultate der wissenschaftlichen Untersuchung an den Fürstengräbern, so sehen wir, daß beide in wesentlichen Zügen übereinstimmen. Da ist die einsame Lage der Gräber abseits der menschlichen Pfade, da ist die starke Sicherung und Ueberdeckung der Toten gegen räuberische Hände, da ist der große hölzerne Umbau, da ist ferner die reiche Beigabe an Schmuck und Waffen, da ist das Streitross oder der Wagen, da ist schließlich auch die Wegzehrung, die in der Phantastie des Volkes allerdings ihre eigentliche Bedeutung verloren hat (goldenes Kalb).

## Ludwig Finckh / Wer war Moreau?

Um das Jahr 1800 war die Landschaft um den Bodensee und Rhein Schauplatz weltgeschichtlicher Ereignisse. Gegenüber standen sich die Heere der Franzosen und der verbündeten Oesterreicher-Russen. Im Frühjahr 1799 waren die Franzosen unter General Jourdan bei Stockach-Liptingen von Erzherzog Karl geschlagen worden, und die Russen, in der Schweiz nicht glücklich, hatten sich zurückgezogen. Man erzählt noch heute von diesem Rückzug in der Gegend am Untersee, daß die Bewohner, zu Vorspanndiensten verpflichtet, den Troß der Russen bis Schaffhausen fahren mußten, wo ihnen zum Dank noch die Stiefel ausgezogen wurden, so daß sie barfuß in ihre Dörfer heimkehrten.

Die Scharte auszuweihen sammelte Napoleon, damals erster Konsul der französischen Republik, neue Heere, und Oesterreich brachte, kommender Dinge gewärtig, eine Armee von 150 000 Mann auf die Beine, die im Raum von Graubünden bis Mainz aufgestellt wurde. Wiederum standen auf dem großen Schauplatz längs des Rheins vom Gotthard bis Mainz die Franzosen.

Organisator der französischen Heere war der Obergeneral Moreau, der vier Armeekorps unter den Generalleutenanten Lecourbe, Saint Cyr, Suzanne hatte aufmarschieren lassen. Führer der Oesterreicher, zu denen bayrische, württembergische und hessische Truppen gehörten, war der Generalissimus v. Kray. England gab Geld und unterhielt eine Kriegsflotte auf dem Bodensee unter Admiral William.

Im Frühjahr 1800 trafen die Heere aufeinander; der Schwarzwald, der Oberrhein, der Bodensee, Vorarlberg erklärten von Waffen. Zwischen Stein und Schaffhausen ließ Generalleutnant Lecourbe eine Brücke schlagen und setzte sein Korps über den Rhein, das nun gleich durch den Hegau zog und unter Vandamme die Festung Hohentwiel ohne Schwerstreich nahm. (Das Wort Vandammes, er werde sie vor Zerstörung bewahren, brach Napoleon nachher.)

Das Schlachtenglück neigte sich den Franzosen. Am 3. Mai schon wurden die Oesterreicher unter dem Prinzen von Rothringen bei Stockach geschlagen, Kray selber bei Engen zurückgedrängt. Um die Stadt Meßkirch sammelten sich die Heere. Zwei Tage darauf, am 5. Mai, von morgens 8 bis abends 9 sahen Meßkirch und 20 umliegende Orte, Heudorf, Rohrdorf, Schnerkingen, Krumbach bis hinauf nach Neuhausen ob Eck das Gewoge der großen Schlacht. Als die Nacht anbrach, waren die Oesterreicher besiegt, und der andere Morgen fand sie auf dem Rückzug über die Donau bei Sigmaringen.

Sieger war Moreau. Und um diesen Mann, der zweifellos zu Napoleons fähigsten Generalen gehörte, und ihm nach der Schlacht bei Meßkirch — Kray wurde gegen Viberach an der Ais und weiter bis Ulm gedrängt — den Weg nach Wien bahnte, entspann sich eine merkwürdige Sage.

Schon der Erforscher der Schlacht bei Meßkirch, Ernst Stärk, berichtet, daß es Moreau nicht schwer gefallen sein dürfte, in diesem Gelände zu siegen, denn er sei nur allzu ortskundig gewesen. Sei er doch in dem kleinen Dorfe Honstetten (Amt Engen) zur Welt gekommen, als Sohn armer Bauern namens Schwarz, dann als Kuhhirtenbub um 1760 ausgerissen und nach Frankreich geflohen. Ein alter Knecht des Vintourad — Konrad Müllers in Stockach habe ihn noch gefannt und davon erzählt, und Verwandte des Namens Schwarz hätten nach dem Tode Moreaus noch Erbansprüche an seinen Nachlaß gestellt.

Was sagen die Franzosen dazu? — Jean Victoire Moreau ist geboren am 11. August 1763 zu Morlaix, war Gerichtsbeamter zu Reims, 1794 General, Sieger von Meßkirch und Höchstädt, und starb, nachdem er 1804 bei Napoleon in Ungnade gefallen und in russische Dienste getreten war, 1813 zu Laun in Böhmen nach der Schlacht bei Dresden, wo er beide Beine verloren hatte; er ist in Petersburg begraben.

Honstetten aber, der sagenhafte Geburtsort des Hirtenbuben Schwarz, weiß zu berichten: daß ein Sohn aus der Honstetter Mühle um jene Zeit Geistlicher hätte werden sollen, aber kurz vor der Priesterweihe ausgerissen und ins französische Heer eingetreten sei. Nach der Schlacht von Liptingen 1799 soll dieser Mann mit großem Gefolge nach Honstetten gekommen und unerkannt im „Alder“ eingekehrt sein. Die Alderwirtin habe Verdacht geschöpft, — denn sie war seine Schwester — und gesagt: ich glaub, das ist unser Strolch gewesen. Da war er schon zur Mühle und um sie herumgeritten: dies Haus soll verschont werden, es ist mein Geburtshaus. — Um die Zeit von 1766 und später habe ein Geschlecht Dreinlinger in der Mühle gesessen.

Wer war Moreau? — Gibt es Urkunden und Stammtafeln über ihn? War er der Franzose aus Morlaix, oder der durchgebrannte Hirtenbub oder Gotteskandidat aus Honstetten (Amt Engen)? —

Tatsache scheint, daß ein Honstetter als französischer General bei einer jener Schlachten zurückgekehrt und wieder fortgerissen war, ohne sich zu erkennen zu geben.

## Albert Schneider / Das Märchen von den unnützen Wünschen

II.

Am andern Morgen, noch ehe jemand recht wach war, suchte er den entlegenen Wienwinkel des Parkes auf und fing an, Steine und Blöcke von der Böschung wegzurücken. Als er nichts wie den schwarzen Humusboden darunter vorkommen sah, nahm er einen Spaten, der in der Nähe lag, und machte sich daran, eine Grube zu graben. Er hatte noch keine hundert Spatenstiche getan, als ein heller Schein aus dem Grunde aufleuchtete, und bald glitzerte und blinkte es silbern weiß vor den Strahlen der eben aufsteigenden Morgen Sonne. „Der Silberberg!“ rief der Michel und lief gleich fort, um einen Wagen zu holen. Er kam mit einem Schubkarren wieder, füllte ihn bis zum Rand und fuhr damit siegesbewußt in den Schloßhof ein.

Das Komteßchen hatte gerade ausgeschlafen und sah verwundert den Michel mit seinem Fund ankommen.

„Was bringst du denn da?“ rief sie heiter.

„Schaut doch nur, schaut, Komteßchen Sibyll,“ antwortete er voller Freude, „Silber, nichts als Silber!“

Komteßchen Sibyll war klüger als er und sagte lichernd: „Das ist ja weißer Sand, Streusand, du dummer Michel,“ und während sie ins Schloß zurückging, um zu frühstücken, drehte sie sich noch ein paar Mal um und rief immer wieder: „Schönes Silber, dummer Michel! Michelsilber, Silbermichel!“

Wenn sich der Michel den Spott auch sehr zu Herzen nahm, ließ er sich den Glauben an den Silberberg doch nicht rauben, füllte vielmehr den glitzernden Sand in ein Säcklein und bewahrte ihn in seiner Stube auf, um ihn bei der nächsten Botenfahrt dem Rauchmännlein zu zeigen und seine Meinung darüber zu hören.

Drei Tage danach war er wieder in der Stadt, wie lange er aber auch durch alle Gäßchen und Winkel strich, er fand weder das Männlein noch seine Halle. Immer wieder hob er die Decke von seinem Wagen und vergewisserte sich, daß sein kostbarer Schatz ihm nicht gestohlen sei, dann ging's weiter auf seinem Weg. Als er wieder in eine der vornehmen Straßen geriet, rief ihn eine junge schwarzhaarige Dirne an: „Was hütet Ihr denn so ängstlich? Ist es wohl gar etwas Lebendiges, das Euch entspringen will?“

„Ach nein,“ sagte er, „aber ein anderer möchte wohl damit entspringen.“

„Was ist es? Laßt sehen!“

Der Michel band sein Säcklein auf und ließ die Dirne hineinschauen. Als sie den Inhalt erblickte, sagte sie ganz ernst: „Das kommt mir eben recht. Streusand können wir gerade brauchen.“

Sie lief schnell die Treppe hinauf und kam wieder mit einem großen irdenen Topf; den ließ sie sich füllen und gab einen Kreuzer dafür.

„In vierzehn Tagen könnt Ihr wieder ankehren,“ sagte sie dabei; „schaut inzwischen in der Nachbarschaft nach, die haben sicherlich auch Bedarf.“

In der Tat war der Michel bald den Inhalt seines Säckleins losgeworden und hatte statt dessen ein paar blaue Kreuzerstücke in der Tasche.

„Nicht übel,“ dachte er, als er heimfuhr; „wenn das so weiter geht, können die Kreuzer zu Silbergrößen anwachsen und die Silbergrößen zu Talern. Glückauf, ich bring dem Komteßchen doch noch Gold ins Haus.“

Er hatte nicht falsch gerechnet. Die Säcklein, die er nun regelmäßig am Silberberg füllte, trugen ihm im Laufe der Wochen und Monate beträchtliche Summen ein. Das Komteßchen freilich schien sich so wenig um seine Schätze zu kümmern, wie um ihn selber, dafür blieb die schwarzhaarige Dirne in der Stadt oft an seinem Kärrelein stehen, um mit ihm zu plaudern, und weil der Michel sonst niemanden hatte, vertraute er ihr nach und nach alles an, was ihn bedrückte. Als seine Ersparnisse auf dreihundert Taler angewachsen waren, fragte er sie in Einfalt, ob sie glaube, daß dem Komteßchen damit geholfen wäre, sie aber lachte ihm offen ins Gesicht.

„Was glaubst du wohl? Dreihundert Taler? Dreihunderttausend wären zu wenig, und daran müßtest du noch neunundneunzig Jahre sparen. Uns allerdings ist damit geholfen.“

Der Michel verstand sie nicht und sah sie groß an. „Wie meint Ihr das?“

„Wie ich das meine? Ihr seid mir ein sauberer Mann. Tut schon mit einem anständigen Mädchen wohl ein ganzes Jahr lang und fragt dann noch, wie ich's meine!“

„Ja, wenn das so ist, Kathrin — freilich! Ich habe mir nur nicht recht getraut.“

„Du wirst doch nicht glauben, daß ich mich dir aufdrängen will?“ fragte sie noch einmal entrüstet.

„Wo denkst du hin, Kathrin,“ antwortete er, „das ist doch ganz selbstverständlich.“

Es war also beschlossene Sache, daß der Michel die Kathrin heiraten mußte, und er fing auch gleich an, das Nähere zu bedenken. Er wußte eine kleine Hütte im Dorf mit einem Gemüße-

gärtchen davor, das Bakenhäuschen genannt, das wollte er kaufen und bereitmachen, so daß sie dort miteinander einziehen könnten. Daheim lief er dann noch ein paar Tage im Gut umher, ohne den rechten Anfang zu finden, endlich nahm er seinen Fils in die Hand, trat vor die Gräflichen Gnaden, den Schlossherrn, hin und bat, auf den und den Monatsersten aus dem Dienst entlassen zu werden. Die Gräflichen Gnaden strichen ihr graumeliertes Vordachbärtchen und bemerkten, daß von Dienst eigentlich nicht die Rede sein könne, er gehöre doch zu ihrer Fürsorge. Aber, um davon abzuweichen — was er denn wohl anfangen wolle? Darauf berichtete der Michel umständlich von seinem Plan, und ohne Zweifel hätte er nach einigen Wenn und Aber die erbetene Erlaubnis erhalten, wenn nicht eben das kluge Fräulein Komteschen dazwischen gesprungen wäre.

„Wisset Ihr auch, Herr Vater, wo er das Geld hergenommen hat, mit dem er sein Häuschen kaufen will?“

„Ja freilich, wo mag er's wohl herhaben?“ brummt die Gräflichen Gnaden.

„Ich weiß, wo er's her hat,“ ließ sich das Komteschen wieder vernehmen, „gestohlen hat er's.“

„Gestohlen? — Und wem denn wohl, wenn du's schon weißt?“

„Wem sonst als Euch selber?“

„Mir?“ fragten die Gräflichen Gnaden ganz erstaunt. Sie entließen den Michel mit ungnädigem Gesicht, um weiteres zu erfahren und bei sich über den schweren Fall Rats zu pflegen, und der Michel ging voller Verwunderung über das Verhalten des Komteschens, das ihm ganz und gar unbegreiflich war.

Am Abend, als er hinter den Pferdeällen Häckel schnitt, kam Sibylla wie zufällig herzugehritten und redete ihn mit einem unsicheren Zinkeln in ihren dunklen Augen an.

„Warum willst du von uns fort, Michel?“

Er wußte lange nichts Rechtes zu antworten. Nicht einmal das fiel ihm zu sagen ein, daß er nun doch alt genug sei, und inzwischen sprach das Komteschen schon mit schnarrendem Zünglein weiter.

„Du bleibst bei uns — hörst du? Und wenn es uns einmal beliebt, so magst du deine Küchenmagd heiraten, obwohl dir ein Kuß von uns doch tausend Mal lieber sein dürfte als einer von ihrem fetten Mund. Aber mit dem Haus wird's nichts. Du weißt, daß dein Geld vom Silberberg stammt und daß dieser der Gräflichen Gnaden, unserm Herrn Vater, gehört.“

„Ja, ach ja, Komteschen Sibyll, und ich habe es auch nur Eurem Wege zusammengesparrt, damit Ihr Euch von Eurem Zukünftigen möchtet loskaufen können.“

„Wißt Ihr denn wohl, ob wir das wollen?“

„Nein, ach nein, Komteschen Sibyll, und wenn das so ist, dann soll es Euch sonst zum Guten verhelfen. Ich hätt's Euch schon gern übergeben, aber die Kathrin hat gesagt, es wäre lächerlich, einem reichen Komteschen mit dreihundert Talern das Lebensglück bringen zu wollen.“

„So, das hat sie gesagt? Deine Kathrin ist, wie es scheint, nicht so dumm. Und dann, was das anbelangt, daß Ihr für uns die Silbertaler gespart habt, so ist das etwas, worüber wir noch ernstlich nachdenken müssen.“

Damit drehte sie sich um und ließ den Michel stehen, und der meinte fast, Sibyllens kleines Mündchen hätte sich verzogen wie bei einem Kind, dem man ein Zuderbrot abschlägt, nach dem es verlangt hat.

Dem Michel tat das im Herzen weh, aber zu machen war nichts als abzuwarten und sich allensfalls bei der nächsten Gelegenheit mit der Kathrin zu bereden. Er fuhr bald danach mit seinem Botenwägelchen an dem hohen Haus vorbei, in welchem sie im Dienst stand, aber er wagte nicht, sich bemerklich zu machen, noch gar einzutreten. Die Erinnerung an das verzerrte, zum Weinen bereite Komteschenmündchen war so lebhaft, daß er gar nichts anderes vor Augen haben mochte.

„Ach Gott,“ seufzte er tief auf, „hätt' ich doch die Kathrin nie gekannt, so wäre wenigstens dieses Leid nicht da.“

Während er so sprach, fuhr er ohne eigentliches Ziel weiter, immer die gleiche Erinnerung und Sehnsucht im Herzen, und war erstaunt, als er plötzlich vor der Halle der Erfüllung hielt. Wie beim erstenmal stieg er die halbbrecherische Treppe hinauf und fand auch den alten Raum wieder, doch schien alles drinnen verändert zu sein. Die Tische und die Leute und die Räucherstäpfchen waren da, aber die Lampe an der Decke gab einen so versunken grünen Schein, daß man wider Willen einem tiefen Träumen verfiel.

Der Michel hatte sich kaum niedergesetzt und dem rauchenden Wirbel hingegeben, als ihm ein Klingeln wie liebliche Musik süße Wehmut ins Herz brachte, und Tränen flossen in ihn hinein, statt aus seinen Augen. Er sah auf stiller Straße die Kathrin vor seinen entrückten Blicken vorüberschreiten, nicht sie allein, sondern das Komteschen mit ihr, und dann erlosch alles mit einem Mal, der Rauch, das Licht und das Klingeln, und wie der Michel wieder zu sich kam, befand er sich mit seinem Gefährt im Walde auf dem Heimweg.

Ueber die Taler und das Häuschen sprach von der Stunde an niemand mehr zu ihm, und er selber hätte nicht davon sprechen können, weil er alles vergessen hatte, den Silberberg, wo er seinen Sand geholt, die Kathrin und die Heirat, ja das Komteschen Sibylla sogar sah er kühlen Herzens an, wie eine fremde Prinzessin. Sie rief und schickte ihn wohl ein dutzendmal am

Tag, und er gehorchte dienstfertig, doch er tat alles ohne Herzenswärme; nur daß dann und wann ein unverständener Seufzer aus seiner Brust aufstieg.

Bei einer seiner nächsten Botenfahrten trat ihm in der Stadt plötzlich eine schwarze Dirne in den Weg und fuhr ihn mit giftiger Stimme an.

„So, so, siehst man ihn auch wieder einmal, den Herrn Michel mit dem Hellskaren! Warum treibt er seinen Streusandhandel nimmer, und wo war er die lange Zeit gesteckt?“

„Wo ich gesteckt war? In meiner Haut und bei der Gräflichen Gnaden.“

„Ei, du pagiger Kerl, du, was fällt dir wohl ein, mir so zu antworten?“

„Wie soll ich Euch denn anders antworten, da Ihr so bissig fragt?“

„Dätt' ich dir sollen Honig um deine flaumigen Lippen streichen, wenn du dich — weiß Gott, wie lange! — nicht mehr um mich kümmerst?“

„Warum doch soll ich mich gerade um Euch kümmern?“

„Um „Euch“ sagst du, um „Euch“? Hast du ein Königreich geerbt oder will dich dein Komteschen zum Mann nehmen, dich Tollpatsch, daß du mich auf einmal nicht mehr kennen willst?“

„Nun weiß ich wahrhaftig nicht mehr — hab' ich denn Euch je gekannt?“

„Du Schwindler, du Tunichtgut, liederlicher, hast du noch nie zu mir gesagt „Liebste Kathrin“? Hast du mir noch keinen Kuß gegeben, Hanswurst, vierschörtiger? Hast du mir nicht versprochen, du wollest mir treu sein und von keinem andern Mädchen je kein Kindlein haben als von mir? Ist's wahr oder nicht, Dudmäuser, Nesträuber, Schürzenjäger, Strauchdieb, Haderlump, Heckenkönig?“

Der Schollenhagel von Scheltworten wäre gewiß noch länger und dicker gefallen, wenn nicht gerade das Rauchmännlein dahergekommen wäre und dem Silbermichel ins Ohr geflüstert hätte: „Wenn du reinen Mund hältst, helfe ich dir.“

„So hilf mir, wenn du kannst,“ antwortete er rasch.

Da blies ihn das Rauchmännlein mit kaltem Atem an, dem Michel war's, als ob er aus einem tiefen Traum erwache, und derweilen war das Männlein schon weit weg.

„Lauf zu, du Narr!“ rief ihm die Kathrin nach und drehte sich wieder dem Michel zu, der sich umständlich die Augen abwischte.

„Ja Kathrin,“ sprach er endlich traurig, „die Wahrheit zu sagen, mit unserer Sache steht's schlecht.“ Und dann begann er zu erzählen, was mit den Silbertalern und dem Häuschen war, und daß den Gräflichen Gnaden das Geld gehöre, und da sei er der Meinung gewesen, mit der Heirat könne es nun doch nichts werden, und er habe es der Kathrin nur leicht machen wollen und sei dieserhalb lieber gar nicht mehr gekommen. Er war selber überzeugt, daß er die lautere Wahrheit spräche, und machte ein so treuherziges Gesicht dazu, daß die Kathrin im Nu wie umgewandelt war. Sie schalt ihn einen ungläubigen Thomas, da er ihr nicht einmal soviel Ausdauer zutraute, daß sie ihn auch ohne Habe zum Mann nähme, und ob er nun gleich wieder vor derselben ungelösten Frage stand, wie zuvor, so war ihm doch wohlher zu Mut, wie in den vergangenen Tagen, als hätte ihn der feste Wille der Kathrin schon halb vom guten Ausgang und der Gerechtigkeit des Komteschens überzeugt.

„Ach Komteschen Sibyll,“ sprach er tags darauf schlichtern und schlug die Augen zu Boden, „ich werde es übel oder wohl tun müssen. Wollten Euer erlauchte Gnaden nicht ein gut Wörtlein einlegen, daß mir wenigstens das Bakenhäuschen mietweise zu bewohnen erlaubt sei? Ich wollte ja gern den Silbersand . . .“

„Streuand, Silbermichel!“

„Ja den Streuand wollte ich gerne immerdar in die Stadt bringen und den Erlös zum größten Teil der Gräflichen Gnaden abliefern, wenn mir nur ein paar Piennige wollten erlaubt sein, daß ich mit meiner Familie sorglos leben könnte.“

„Mit der Kathrin, meint Ihr, und einem Herdlein Kinder?“

„Ja, ach ja, Komteschen Sibyll, ich werde es übel oder wohl tun müssen, darum seid gut und denkt daran, wie ich einst mit Euch gespielt habe und wie mir keine Mühe zuviel war. Ja, und als der Nikolaus gekommen war, hab' Ihr's nicht anders getan, als daß ich neben Eurem Zimmer geschlafen habe, um Euch das Fürchten zu verheben, und Ihr habt gesagt, ich sei Euch lieb und wert und lieber als ein Bruder und Bräutigam.“

„Höre, Michel, mach' mir das Herz nicht schwer,“ sagte das Komteschen, und ein verschmitztes Grinsen schnitt in ihre Wangenbäckerchen; „du weißt, daß ich dich ungern hergebe. Aber ich will dir nicht im Wege sein, wenn du mir ein Versprechen gibst.“

„Alles, Komteschen Sibyll, alles! Ich hole die Sterne vom Himmel für Euch!“

„Das brauchst's gar nicht, ich will nur etwas von dir selber. Du sollst mir auch fernerhin das Fürchten verheben, jederzeit, wenn ich's von dir verlange. Ja, in der ersten Nacht gleich, wenn du verheiratet bist, sollst du vor meiner Türe Wache halten. So, das ist's, und wenn du das willst, ist alles gut.“

Der Michel stotterte und brachte kein vernünftiges Wort heraus.

„Glaubst du, daß ich scherze?“ rief da das Komteschen ungeduldig; „du sollst mir sagen, ob du willst oder nicht willst.“

„Ich will ja gerne alles tun, was Ihr verlangt, aber ob die Kathrin . . .“